

Die Wunder der Genoveva : Humoreske

Autor(en): **Freuler, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **204 (1925)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Wunder der Genoveva.

Humoreske von R. Freuler, Glarus.

Bimmelstadt hatte, wie jede anständige Stadt, einen dramatischen Verein. Er bestand aus drei Mitgliedern und schlief den ganzen Sommer durch wie eine faule Kaze. Im Herbst aber streckte sie sich bis in die Krallen hinaus, sträubte ihre Haare und fing an, herum zu streichen und nach Beute zu haschen. Und im November waren plötzlich Königinnen und Pagen, Schurken und unschuldige Jungfrauen, und was alles dazu gehört, bereit; drei Abende lang staunten Väter und Mütter, geblendet vom glitzernden Rampenlicht, in die verzauberte Scheinwelt, lobten ihre Söhne und Töchter und kritisierten die krummen Beine der andern. Dann fugelte sich der Verein wieder zusammen und verschlief im Schatten der Lorbeerern Otern, die Hundstage, die Kirchweihen, bis die Herbstsonne wieder schien. —

Soweit war man also heuer wieder. Schon prangten gelbe Plakate an den Wänden „Genoveva, die edle Pfalzgräfin“. Man war auf der Suche nach Statisten. —

„Nein, unsereins gibt sich dafür nicht her! Bis ich mitmachen würde, müßte schon ein Wunder geschehen! Wir Bankbeamte sind schließlich doch, wie man so sagt, bessere Herren; schon von Lehrern kann ich's nicht begreifen! Und noch mehr muß unsereins“ —

„Das sind keine Gründe — und wer weiß, vielleicht würde für dich auch noch etwas herauschauen — schließlich bist du nun 27 Jahre alt und immer noch ledig“ —

„Also Schluß! Dieser Genoveva wird das Wunder so wenig gelingen als dir! Theater wird nicht gespielt und geheiratet auch nicht!“ — Dieses war der Schluß eines längern Werbegesprächs zwischen Franz Hängeli, Bankbeamter und seinem Freund Gabriel.

Am Abend darauf läutete Hängeli an der Wohnungstüre des Redaktors des „Bimmelstadter Tagblatts“, Dr. Bucher. Er wollte noch ein Inserat aufgeben, das er zwei Tage in der Briefftasche herumgetragen hatte. Im elterlichen Haus waren die Mieter ausgezogen; „Obere Wohnung zu vermieten“, stand auf dem Zettel.

Es war nach 8 Uhr. „Der Herr Bucher sei schon im „Sternen-Saal“ an der Genovevaprobe“, sagte man ihm.

Richtig. Bucher war ja Spielleiter! Also ging Hängeli zum „Sternen“. Im finstern Gang tastete er sich zum hintern Saalaufgang; dort war's noch dunkler. Vorsichtig stieg er. Plötzlich sprang Geläch-

ter und Gespräch auf, eine Türe schlug wieder zu, und ein paar Augenblicke darauf geschah unserem Franz etwas gänzlich Unerwartetes: nämlich er fühlte, wie er von weichen Armen fest umhüllt und dann regelrecht und andauernd geküßt wurde. Darauf ein Schrei: „Jesjes! Du bist's ja gar nicht!“ Tritte verhallten und ihm blieb nichts übrig, als in großer Aufregung durch die ägyptische Finsternis empor zu stolpern. So gelangte er durch die hintere Türe in den heitern Raum der Bühne. Durch holzversperrte Kulissenwände glöhnten glühende Rampenaugen und mischten seltsam Licht und Schatten. Grüne Tücher mit aufgemalten Bäumen baumelten an Drähten und durch diese Waldillusion hörte er die energische Stimme des Redaktors:

„Golo! Angefächts

Ihres Doppelmordes dürfen Sie schon etwas mehr Nichtswürdigkeit um die Nasenlöcher spielen lassen! — Ja! und dann noch eins, meine Damen und Herren!“

Hängeli spitzte die Ohren.

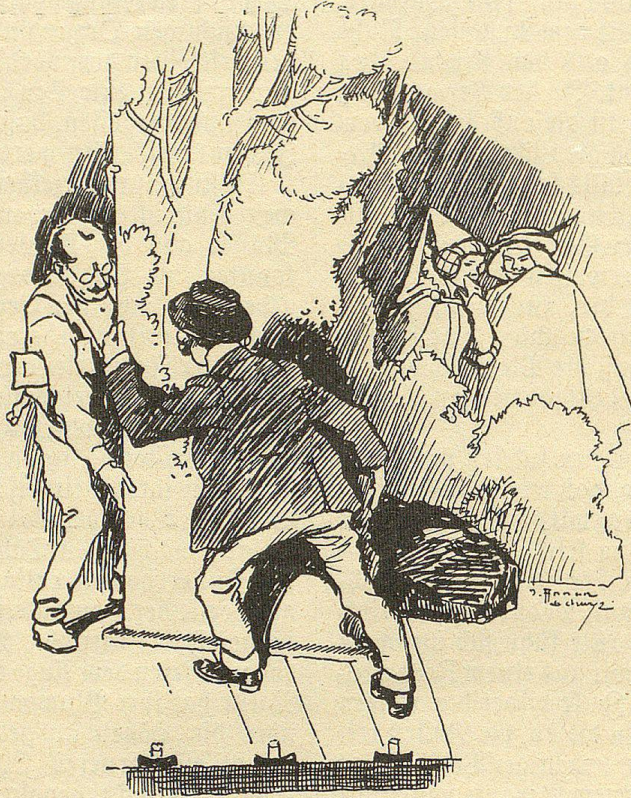
„Ich will während der Proben keinen Krach! — absolute Stille! — kein Schritt, kein Tritt!“ —

Franz stand in diesem Moment auf der alten Holzstreppe zwischen Garderobezimmer und Bühne, und hier, auf der Schicksalsbrücke zwischen Sein und Schein, entwich sein Schutzengel: die Treppe quiettschte mörderlich in die Stille hinein.

„Ja — das ist doch zum Teufel holen —, welches Kamel trampelt da schon wieder durch die Wüste?“

Der Bucher kam um eine Kulisse herum geschossen, andere nach, und Herr Franz Hängeli sah sich plötzlich im Mittelpunkt des Interesses.

„Ja so, Herr Hängeli — das ist schön von Ihnen, daß Sie auch kommen! Ich sagte ja immer, nicht alle Bänkler seien borniert!“



„Ja, Herr Doktor — ich möchte . . .“
Aber Franz wußte nicht, daß innert den Gemächern der Genoveva für Bucher das übrige Festland verschwunden galt.

„Was möchten Sie, junger Mann? — ich möchte gleich auch etwas, nämlich, daß Sie mir da helfen, die Kulisse zurecht zu schieben! Da! aber plötzlicher — Herrgott! — Hopp! — Na, an Ihnen werden wir ja Wunder erleben!“

Franz war völlig überrumpelt und ausgeliefert. Er, der so wenig von der Genoveva wußte, als eine Kuh von einer Muskatnuß, wurde herum jongliert, half Balken tragen, zerquetschte sich den Daumen, hielt einem Signaltrompeter das Notenblatt verkehrt unter die Nase. Nach einer Stunde legte er Kragen und Krawatte ab; nach zwei Stunden war er Bühnenarbeiter in Hose und Hemd. Zum Schluß schwenkte er im Chor die Hände und rief dreimal Hurrah! nach der falschen Seite.

„Siehst Du,“ sagte Gabriel, der sein Tun vergnüglich mitangesehen hatte, „das Wunder ist bereits geschehen!“

Da seufzte Franz tief auf. Er dachte an den Ueberfall im Dunkeln und daß er lieber dort aus dem Wunder sein möchte — schließlich war er ja bald 27 jährig. —

Am nächsten Abend stand er wieder auf den Brettern. Er schloß in eine rosafarbene Triothose, die für einen Fallstaffbauch genügt hätte; zwängte sich in ein grasaffengrünes Wams, erhielt eine Hellebarde, mit welcher er innert zehn Minuten eine Glühlampe einschlug, und hatte in diesem, für einen Banbeamten ungewöhnlichen Anzug die Reden des Golo anzuhören, der die schöne Genoveva durchaus durchführen wollte. Es geriet jedoch nicht. Dann hatte er Pause.

Das seltsame, ungewohnte Gemisch von Lattenwerk, Vorhängen von überstrahlter Farbenpracht und schwungvollen Versen machte ihn etwas benommen; aber das behinderte ihn nicht, der Unbekannten nachzusehen. Eine mußte es sein — aber welche? Man sah es keiner an, wenn sie da umherstanden, Byberttabletten tauschten, plauderten. Ladenjünglinge waren da, die er oberflächlich kannte; wohl-erzogene Bürgertöchter mehr oder weniger schüchternen Charakters, ein Lehrer, ein Apotheker, eine Coiffeuse mit hochgewirbeltem Haarschopf usw. In Samt und Seide alles! Indes sie auf der Bühne Leidenschaften in Lumpen und Fetzen rissen, mit falschen Waden lächelten und Schreie losließen, visitierte Franz.

Da war die Genoveva, soliblonde und hübsch; kam nicht in Betracht, denn ihr Pfalzgraf Siegfried, Herr Bänz, war auch im Privatleben seit einigen Wochen ihr Mann. Die alte Margret? — nein. Die Katharina — das war so halb der Schatz seines Freundes Gabriel, also auch nichts?

Doch als sie an ihm vorbei der Szene entschnitt, warf sie ihm einen Blutblick zu. Gabriel war nicht hier. Da holte er, nach einigen Bedenken, in der Restauration unten Pralinees. Als er nach zehn Minuten wieder kam, waren die Damen eben ent-

lassen worden. Er aß das Quantum in der Galle selbst und da es Likörbonbons waren, bekam er einen schweren Kopf und am andern Morgen einen leichten Rüssel, weil er französische mit belgischen Franken verwechselte.

Solche kleine Abenteuerchen wiederholten sich jeden Abend, bald mit der, bald mit jener, jedesmal in anderer Form, aber mit demselben negativen Erfolg.

Da war ein herziges Ladenmädchen; sie schien mit dem Dunkel des Treppenhauses einigermaßen Fühlung zu haben. Aber als sie einmal, wie man sagt, ein silbernes Lachen ertönen ließ, rütschte ihr die neue Gaumenplatte in das Mündchen hinunter. Das ernüchterte ihn.

Etwas weiter geriet die Sache bei dem braunen Anneli Birrmann. Das schien tatsächlich das gewisse Etwas zu sein, das ihn umhastete. Merken ließ sie es zwar nicht. Aber er konnte doch eine Schlittelpartie für den nächsten, probefreien Abend verabreden. So kaufte er am Nachmittag zur Verwunderung seiner stillen Mutter einen Davoser. Am Abend aber johlte warmer Föhn über die Schlittbahn Bimmelstadts und zertröpfelte alle seine Hoffnungen. Und als er mutterseelenallein auf dem Heimweg sein Schlittlein über den apert Boden zog, sah er im Lichterschein das Anneli bei einem Andern stehen.

Wieder anders verhielt sich der nächste Fall. Fräulein Ziziker war vom Telephon und hatte gepflegte Hände, über die sie gern strich. Warum sollte er das nicht auch können? Als sie während einer leeren Szene auf einem Bänklein hinter den Kulissen saßen, er rechts, ein anderer Jägersmann links von ihr, da ließ er den Linken nicht wissen, was der Rechte hinter ihrem Rücken tut und suchte leise Anschluß, tatsächlich auch richtig bald ihre Hand, krabbelte sie ein wenig am Handgelenk; sie ließ sich das gefallen und plauderte ungeniert weiter. Aber plötzlich murmelte er etwas von „Stichwort nicht vergessen“ und verzog sich. Der Andere grinste vergnüglich über das Mißverständnis und blieb beim Telephon sitzen.

Auch mit dem Ideli Baumann versuchte er sein Glück. Er fing von der schlechten Beleuchtung im Treppenhaus an zu reden, daß er am ersten Abend fast ein Unglück erlebt hätte, wenn er sich nicht noch an etwas hätte halten können. Aber kein Schimmer des Verständnisses leuchtete. „Sie hätten eben besser aufpassen sollen, Herr Hängeli“, entschied sie sehr sachlich und wahrheitsgemäß. Am Abend nach der ersten glanzvollen Aufführung war ein Zusammenstoß; diemal hatte er eine Hulda Bohnenblut im Verdacht. Sie versprach ihm auch, den Platz neben sich bis 9 Uhr frei zu halten, da er erst um jene Zeit kommen könnte. Sie hielt ihn auch richtig bis 8 Uhr 15 Minuten frei; dann kam schlankweg ein anderer junger Mann, setzte sich skrupellos über die Gegenrede der Hulda weg und sich selbst auf den Stuhl. Und Franz saß wieder allein, als er kam.

Nach der zweiten Aufführung ging's nicht besser; statt im Saal saß er den halben Abend an einem kleinen Dertchen, trank abwechselnd Heidelbeertinktur, Haferschleim und Thee und fluchte über die Genoveva und verschiedenes andre. —

Gabriel nahm mehr oder weniger Anteil. Er hatte ihm den Fall erzählt.

„Du bist ein Esel, daß Du das nicht heraus bringst! unferne hätte das schon längst gefunden.“

„Wenn kein Wunder geschieht, bring' ich's nicht heraus“ —

„Ja, mein Gott und dann? Das ist doch einerlei schließlich“ —

Aber Franz Hängeli war das nicht so ganz einerlei. Seiner Zahlenseele war der Knopf aufgegangen und die herausplazenden Gefühle rumorten bedentlich in seinem Innern.

Doch jetzt lächelte ihm das Glück — Obacht! Schon einmal war ihm aufgefallen, daß die schöne Rosa Stuz ihn ins Gespräch gezogen hatte; der Grund, daß er da nie etwas Weiteres sondiert hatte, war nur der, daß die Rosa die etwas stolze Tochter eines schwerreichen Kohlenhändlers war, der den Theaterrappel hatte und sein dafür gänzlich unbegabtes Kind absolut auf den Brettern sehen wollte — in solche Regionen hatte sich sein Beamtenherz nicht getraut, trotz seiner Sympathie. Jetzt sagte sie beim Hinausgehen: „Nun muß ich heute ganz allein durch den Schnee heimrutschen...“ Hängelis Herz machte einen Hopser. Bald darauf begleitete er sie längs einer mondbeschienenen Gartenmauer. „Ich hätte Sie schon längst gern nach Hause begleitet“, gestand er nach einigen verschluckten Bordersätzen.

„Es wäre mir lieb gewesen“, flötete das süße Kohlendling.

Ein Parkweg kam. Franz zählte drei Laternen. Bis zur dritten wollte er im klaren sein.

„Ich hätte Sie schon längst gern etwas gefragt, Fräulein Stuz“ —

„Ich Sie auch, Herr Hängeli“ —

Unter der ersten Laterne zählten sie ab, wer mit Fragen anfangen sollte; mit Hochgefühl tupfte er ihren Pelz. Das Los traf sie.

Hängelis Herz pochte heftig und setzte dann aus...

„Ja, — nämlich — ob ich schon, mit meinen 19 Jahren — selbständig Geld von meinem Sparbüchlein abheben könnte — wissen Sie, ich habe da einen — einen Better, der seine Ferien in Zürich verbringt — aus — aus dem Welschen, wo ich im Pensionat war — und ich möchte zu meinen Verwandten, auch nach Zürich — und da sollte ich —“

Das war unter der zweiten Laterne.

Hängelis Herz fand den Takt wieder.

Bis zur dritten Laterne hatte er ihr sachmännische Auskunft erteilt über Paragraph Soundso usw. und war nun wirklich im klaren! —

Seine objektilosen Gefühle schienen für die Katz zu sein! Die Bilanz war betrüblich.

Kurz vor der letzten Aufführung brach eine Statistin den Fuß; Genoveva Bänz brachte ihre Schwester Reginchen als Ersatz. Sie hatte einmal einer Probe beigewohnt und in Franzens suchendem Auge

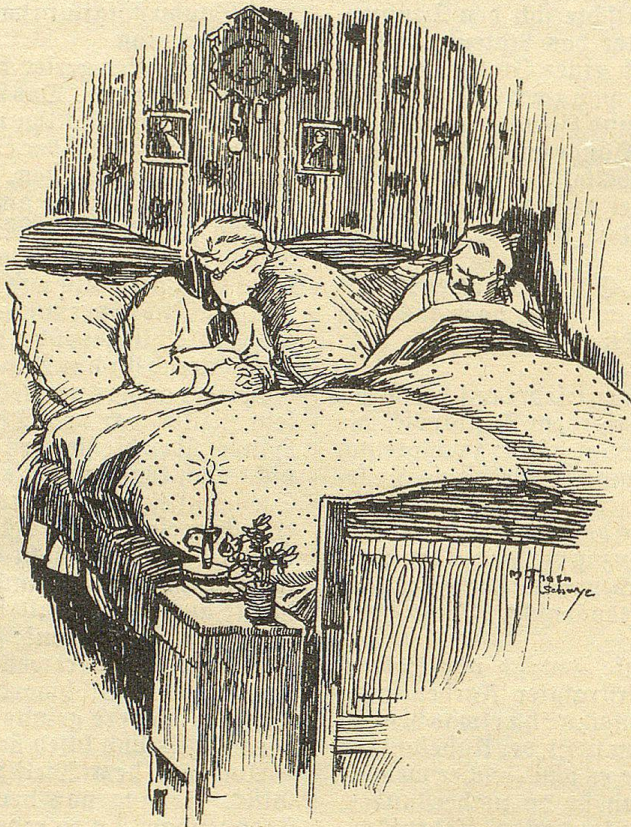
durch wohlproportionierte Form ihres tausendwöchigen Wuchses angenehmes Wohlgefallen geweckt. Das konnte nun, da noch eine Probe eingeschaltet wurde, zu einem freundlichen und von beiden Seiten recht warm gehaltenen Zwiegespräch ausgebaut werden und schloß mit gegenseitigem glückwünschendem Daumenhalten und geräuschvollem Augenaufschlag.

Reginchen erzählte in ihrer holden Ahnungslosigkeit ihrer Mutter, die noch auf sie gewartet, allerlei von dieser Probe und wie dieser Herr Hängeli so ein netter, umgänglicher junger Mann sei. Mama Bänz sagte nur, indem sie ihr Schnupfentropfen langsam von der Nasenspitze wischte: „So — so! der Herr Hängeli!“

Im Ehebett weckte sie dann ihren Gemahl und die beiden besprachen, aufrecht in ihren Betten sitzend, den Fall, worauf auch Papa Bänz, Kolonial-

warenhandlung en gros, sein: „So — so!“ sagte. Dann legten sie sich und schliefen. Reginchen aber dachte noch eine Weile länger darüber nach, wie schön es doch ihre Schwester, die Genoveva, hätte, die da fast Abend für Abend diesen Franz sähe.

In der letzten Vorstellung passierte ein Mißgeschick. Der kleine Schmerzenreich, der hinter den Kulissen ein richtiger Bengel war und sich dort so mißlich aufführte, wie in der Höhle der verbannten Genoveva liebreich, hatte an irgend einer Schnur gezogen, wo er nichts zu ziehen hatte. So fiel denn plötzlich während einer Pause die schwere Latte, an welcher der Hintergrund hing, mit großem Lärm herunter, zerbrach splitternd, erschlug das ausgestopfte Reh, das darunter stand und die weitere Folge war ein großes Loch, das den Hintergrund unbrauchbar machte. Der Schmerzenreich begann ein Geheul, nicht nur wegen des Rehs, sondern auch wegen der Ohrfeige, mit der



ihn Dr. Bucher in einem Hau von der Bühne über die Treppe in die Garderobe gewischt hatte. In der Verlegenheit und weil es die Rücksicht auf die letzte Zugverbindung der Zuschauer erheischte, presstierte man weiter, flüchte nicht, sondern hängte einfach ein großes grünes Tuch über einen der in der Höhe quer gespannten Drähte, stellte ein paar Mauerstücke mehr davor und der Schaden war einigermassen geheilt. Das Tuch war zwar in seiner unbemalten Unschuld etwas dünn, aber schließlich hatte man keine Wahl. So zog Dr. Bucher denn den Vorhang zum Schlußeffekt.

Man war aus dem Wald, wo man Genoveva wieder gefunden hatte, wieder zurückgekehrt. Der Pfalzgraf war sehr glücklich, Genoveva ebenfalls, Schmerzreich zeigte ein verweintes Gesicht und der rote Golo, der die schöne Gräfin in all diese Schwierigkeiten der verflochtenen vier Akte gebracht hatte, schien vollständig zerknirscht und schaute in seiner totalen Verzweiflung, zu welcher die zerbrochene Hutfeder passte, fortwährend in den Souffleurkasten hinunter. Jedermann erwartete die Bestrafung dieses Bösewichts. Und richtig! mit ausgestrecktem Arm, kernfest und markig wie der Präsident eines vaterländischen Turnvereins, donnerte nun der Pfalzgraf den deprimierten Sünder an, rieb ihm alle Schandtaten gegenüber der Gräfin unter die Nase und befahl zum Schluß seine Hinrichtung.

Henker, stell die Leiter her!
Golo — Du verdienst es sehr!
Hängen mußt Du in der Luft!
Sch—h—uft!

Die Anwesenden wiederholten im Chor den Sch—h—uft. Die Kriegsknechte rasselten noch ärger mit ihren Ketten, Siegfried nickte besriedigt in seinem Goldblechpanzer.

Da sank die weiße Genoveva vor ihm nieder. Ein Harmonium spielte im Hintergrund. Es hatte die flehende Deklamation der Wiedergefundenen für den armen Sünder zu begleiten.

Im vollen Saal fingen die Tränen an zu tröpfeln. — Franz Hängeli stand in diesem Augenblick unbeschäftigt hinter der vordersten Kulisse und suchte mit den Augen Reginechen, das seines Wissens momentan auf der Szene auch nichts zu tun hatte. Dabei gewahrte er mit Mißvergnügen, daß hinter dem dünn-

nen, grünen Ersatzhintergrund eine elektrische Lampe brannte, die, an die übrige Oberlichtleitung angeschlossen, nicht vom Schaltbrett her allein ausgeschaltet werden konnte. Hinter dem dicken, ursprünglichen Hintergrund hatte sie nicht gestört, aber jetzt stach sie wie ein gelbes Nordlicht durch den grünen Schleier auf die Entwicklung des Dramas.

In der Kulisse vis-à-vis stand Reginechen Bänz und hatte die gleiche Ansicht, nämlich, daß da Abhülfe geschaffen werden müsse.

Als bald sah man vom Publikum aus folgendes:

Genoveva stand wieder auf; der Pfalzgraf schien sich über ihren Antrag auf Gnade zu besinnen. Golorang mit den gebundenen Händen. Die Uebrigen warteten andächtig auf das Urteil. Abend sank hernieder, Kampenlichter erloschen.

Da begann auf dem grünen Hintergrund ein Schattenspiel. Man sah, daß einer eine Bodleiter herbrachte, aufpflanzte, hinaufstieg und sich nach der störenden Lampe streckte. Aber er kam nicht dazu.

Dann erhielt er Hilfe. Eine andere Figur stieg auf der andern Seite hinauf, streckte sich ebenfalls — es war offenbar ein Mädchen.

Der Pfalzgraf hielt Genoveva die Hand hin und wunderte sich, daß das Publikum unruhig wurde bei dieser durchaus feierlichen Stelle.

Auch Genoveva fiel das auf. Sie warf einen Blick in den Saal und sah, daß

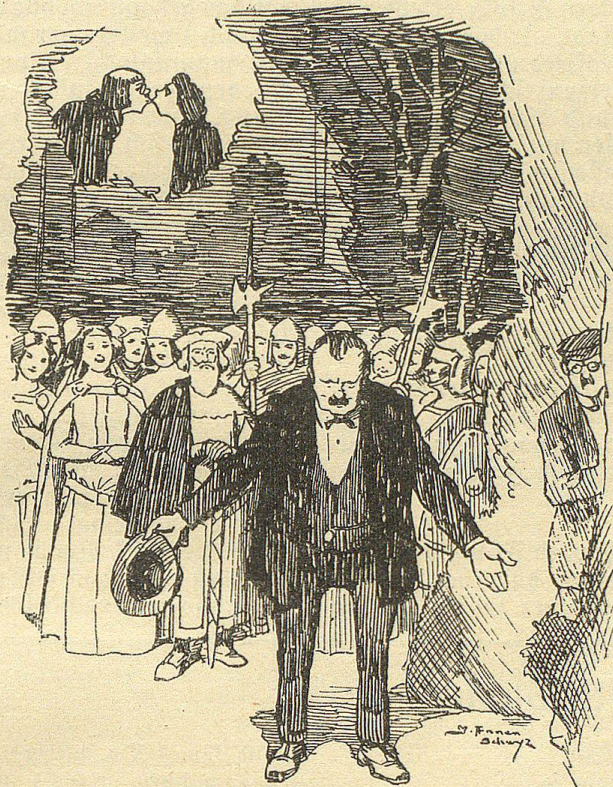
ihr Papa, der mit seinem Freibillet in der ersten Reihe saß, wie angstvoll an seinem Kragen herumnestelte und dann aufgeregt mit der Hand über die Glase fuhr. Er hatte auch allen Grund dazu, denn das Schattenbild küßte sich, es war kein Zweifel. Und die eine Hälfte war offenbar sein Reginechen —

Im nächsten Moment fiel lautlos das grüne Tuch zu Boden.

Hoch von der Bodleiter sah mit entsetzten Augen das erwischte Pärchen in die Auflösung der Genoveva hinein. Unbarmherzig entlarvte das Oberlicht die Situation.

Dr. Bucher brüllte: „Vorhang! Vorhang!“ Der Souffleur kroch aus dem Kasten.

Aber schon war Herr Bänz aus der vordersten Reihe auf die Bühne geklettert und hielt die Hand in die Höhe! Dann verkündete, indes der klatschende Beifall sich legte: „Meine werthe Versammlung! Ein



kleiner Zwischenfall hat ein schon längere Zeit bestehendes Geheimnis an den Tag gebracht. Ich habe die Freude, Ihnen von der Verlobung meiner Tochter Regina Bänz mit Franz Hängeli Mitteilung zu machen."

Da rollte eiligst der Vorhang herunter und als Herr Bänz sich umwenden wollte, um eventuell das Pärchen gleich vorstellen zu können, sah er sich der gemalten griechischen Vorhangsgöttin gegenüber, die die Leier zupfte. Da verschwand er.

Noch ein Duzendmal mußte sich der Vorhang heben und senken; die selige Genoveva hat in ihrer ganzen Bühnenlaufbahn keinen stärkeren Erfolg erlebt wie an diesem Abend in Bimmelfstadt, als das Statistenpärchen, eingerahmt von Siegfried und Genoveva, samt Dr. Bucher, dem Schmerzenreich, und all den übrigen Kittern, Knappen und Burgfräulein sich immer wieder anstaunen lassen mußte. Herr Papa Bänz aber war auf seine Geistesgegenwart, mit welcher er die heikle Situation kurz und schmerzlos gerettet hatte, nicht wenig stolz. —

Der immer noch unvermieteten obern Wohnung in Franzens Elternhaus zulieb mußte die Hochzeit bald gefeiert werden.

Gabriel hielt dabei eine schöne, wohlstudierte Rede, die mit folgenden Worten schloß:

„Mein liebes Brautpaar Hängeli-Bänz! Wiederum hat sich die weihewolle Macht der Kunst im schönsten Licht gezeigt. Genoveva hat das Wunder vollbracht — nicht umsonst ist sie eine Heilige! — das Wunder nämlich —“

Er hustete.

„Ja — erstens meinen Freund Franz aus dem Glauben herauszu— zu—ziehen, daß Bankbeamte nicht Theater spielen könnten oder sollten — und

dann noch das weitere größere Wunder“, zweitens: daß es der Kunst, respektive der Genoveva, oder, wenn wir uns genau an den Hergang halten wollen, der Schwester der Genoveva gelungen ist, einen hartgesottenen Junggesellen von dem Bahn zu befreien, daß er besser ohne Frau durchs Leben gehe —“

Die Beiden schauten sich glücklich in die Augen.

„Aber“, so fuhr Gabriel fort, „das dritte Wunder ist weder der Dichtkunst noch der Genoveva gelungen und in diesem Wunder liegen eigentlich die Grundwurzeln der zwei ersten —“

Und Gabriel erzählte mit einigen Ausschmückungen das geheimnisvolle Abenteuer im Treppenhaus, das alles weitere veranlaßt hätte; er erzählte von den mannigfachen Spuren und Nachforschungen, die den Franz in allerlei Bedrängnisse gewickelt hätten, wie er erst wieder von dem unbekanntem Phantom sich habe frei machen müssen, um ganz aus sich selber das Rechte zu finden und wie nun eben auf dieses dritte Wunder — die Offenbarung der Sünderin — nicht mehr zu rechnen sei.

Genoveva, nun die Schwägerin Franzens, war bei diesen Worten glührot geworden, wie der dunkle Wein in ihrem Glas. Sie flüsterte ihrem pfalzgräflichen Mann etwas ins Ohr.

Als Gabriel mit einem Hoch auf die Ehe Hängeli-Bänz glücklich den Ranf gefunden hatte, stand sie auch auf und hielt eine kurze Rede:

„Lieber Franz — das war doch ich! Ich habe ja gemeint, es sei mein Heinrich! Und ich hab' dich ja im Dunkeln gar nicht gekannt und hab' keinem Menschen etwas gesagt! Ich sprang sofort hinauf und versteckte mich! Nun ist mir ein Stein vom Herzen — der Kuß bleibt doch jetzt wenigstens in der Familie!“

Und so vollbrachte Genoveva das dritte Wunder.

Und kämest Du wieder!

Heinrich Federer.

Und kämest Du wieder,
Kleinbübelig, arm und gerade so
Landsahrender Leute Kind im Stroh,
Wie in jener kalten, blitzenden Nacht,
Und es nähm dich ein Geißlein zuerst in acht,
Dann ein Melkhub und dann eine Hirtenmagd,
Und es hätt' in der großen, allweißen Stadt
Ein Senne, der Milch zu vertragen hat,
Dein erstes Grüßchen angesagt;
Weinst du nicht, es klänge im alten Ton:
„Das ist ja doch nur des Zimmersmanns Sohn.“

Und kämest Du wieder,
In den Zeitungen wär' beim Vermischten zu lesen:
„Eine Frau ist von einem Knäblein genesen,
Das munter wie alle Bübchen ist;
Sie aber nennt es den heiligen Christ!“
Und von hoher Weisheit würd' heilig gewarnt:
„Passet auf, daß der Schwindel euch nicht umgarnt!“
Und von der obersten Polizei
Kämen sicher Schnauzwirbelnde Zwei oder Drei
Und schnarrten: „Auf allerhöchsten Befehl
Muß Euer Junge ins Staatskuratel!“

Und kämest Du wieder,
Die da sitzen in Gold und Kranz und Schrift,
Die Dein Pochen um Einlaß am lautesten trifft,
Sie stopften die Ohren, sie brüllten Dich nieder,
Besubelten, schlügen Dich, kreuzigten wieder
Und stemmten sich hart aufs versiegelte Grab
Und nur ein paar Fischer, ein paar Fabrikler,
Verschupfte und Siede und Straßenpickler
Und die Kinder auch knieten vor Dir ab.
Doch die übrige Welt würd nicht reiner und runder
Durch tausend Jahre und tausend Wunder.

Und kämest Du wieder!
Doch Du hast an der einen Weihnacht genug,
An einem Kreuz, woran man Dich schlug.
Man halt' dich geseh'n und gehört und gefühlt
Wie eine Sonne, die brennt, wie ein Meer, das kühlt
Und es funkelt davon und kühlet noch immer
Durch alle vielwinkligen Erdenzimmer,
So daß nur die wollenden Tauben und Blinden
Deine seeligen Spuren noch heute nicht finden.
Sie sind kein zweites Christkind wert.
Ihr Los ist Christus mit dem Schwert!